Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 20 (1916)

Buchbesprechung: Neuere Schweizer Literatur (Roman und Novelle)

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

als Illustratoren beigestanden, etwas ganz Vors zügliches steht also zu erwarten. Hoffentlich trifft es früh genug ein, um in dieser Nums mer noch irgendwo gewürdigt werden zu können.

M. W.

Neuere Schweizer Literatur (Roman und Novelle) I.

Die zweite Schweizer Bücher-Woche ist vorüber. Die Schaufenster der Sortimentsbuch= handlungen haben von dem regen literarischen Leben im Lande Kelvetien beredtes Zeugnis ab= gelegt; alte bewährte Namen und junge hoff= nungsvolle Talente haben wir auf den Um= schlägen der ausgestellten Bücher gelesen, und die Anregung, in dieser Zeit der Gelbstbefin= nung sich auch auf die schweizerische Literatur zu besinnen, die heimatliche Dichtkunft in erster Linie auf kommende Weihnachten zu berück= sichtigen, ist hoffentlich auf fruchtbaren Boden gefallen. Zwei prächtige literarhistorische Werke, von Schweizern herausgegeben, erinnerten an die hohe Blüte unseres deutschschweizerischen Schrifttums im vorigen Jahrhundert: die Neubearbeitung der Baechtoldschen Rellerbiogra= phie 1) und die Ausgabe von Conrad Ferdi= nand Meners Nachlaß2). Sie hier aus= führlich zu besprechen, fehlt leider der Raum. Aber wir möchten nicht unterlassen, am Gin= gang in diese kurze Uebersicht über die Bücher dieses Jahres auf die zwei monumentalen Werke nachdrücklich hinzuweisen. Ermatingers Reller, dessen erster Band die fünstlerisch ab= gerundete, um wertvolle Forschungsergebnisse bereicherte Biographie enthält, fand fürzlich mit dem dritten Bande, der Briefe und Tagebücher zweitem Teil, ihren Abschluß, und bereits war eine zweite Auflage notwendig, ein Zeichen, welchem Interesse dieses groß angelegte Werk, das auf der soliden Basis von Baechtolds ver= dienstlicher Arbeit aufgebaut wurde, den schlim= men Zeiten zum Trot begegnet ist. Und wer C. F. Meners Runft verehrt, wird Adolf Fren für seine zweibändige Ausgabe der unvoll= endeten Prosadichtungen des Altmeisters der hi= storischen Novelle nicht geringern Dank wissen 3). Wir besitzen also zwei Weihnachtsgeschenke für die Freunde schweizerischer Literatur, wie sie schöner gar nicht gewünscht werden könnten und über deren Wert eine Diskussion überflüssig ist stehen doch die beiden Dichter am Anfang un= serer neuern Literatur, an deren Blühen und regem Leben wir heute teilnehmen dürfen, und wir haben alle Ursache, dankbar zu ihrer lichten Höhe emporzubliden.

Denn seit den Tagen Rellers und Meners

und sicher nicht ohne ihren Einfluß ist im lite= rarischen Leben der Schweiz vieles besser ae= worden: das Interesse des Publikums ist größer: auch an Begabungen ist unser kleines Land wahrlich nicht arm, und literarische Vereini= gungen, Zeitschriften und Tagesblätter haben in Berbindung mit einzelnen Persönlichkeiten vieles dazu beigetragen, den Kontakt zwischen den Schweizern und ihren Dichtern enger zu gestalten. Bielleicht darf in diesem Zusammen= hang auch des leider zu früh gestorbenen, lie= benswerten Dichters und wohlwollend=feinfüh= ligen Sachwalters schweizerischer Dichtkunst, Frit Martis, gedacht werden, aus dessen reichem, tiefgrundigem und gewissenhaftem Schaffen als Redaktor des Feuilletons der "Neuen Zürcher Zeitung" Adolf Bögtlin eine treffliche Blütenlese herausgegeben hat 4). Wie manchem jungen Talent hat Marti den Weg in die Deffentlichkeit geebnet! Aber auch als Mitarbeiter darf ich's ja wohl sagen — wie viele der im folgenden kurz angezeigten Namen haben in diesen Seften der "Schweiz" gestanden, Schon damals, als sie noch nicht den Stempel der Anerkennung auf der Stirne trugen! So ist überall an der literarischen Selbsterkenntnis schon vor dem Ausbruch dieses unseligen Bölker= ringens in unserm Lande wacker gearbeitet wor= den - denken wir nur noch an Widmanns feinen Geist und gewandte Feder im "Bund"! und heute, da diese Arbeit mehr und mehr als wirkliche nationale Pflicht empfunden wird. da die Diskussion in Fluß kam über die Frage, ob die Schweiz eine nationale Literatur besitze, ob diese Literatur, ob unsere Rultur überhaupt eine Sonderart ausdrücke, die bei allen Gegen= säken zwischen den verschiedensprachigen Lan= desteilen einigend wirken könne, in einer solchen Zeit gehört es wahrlich zu den Pflichten aller Gebildeten, durch besonders warme An= teilnahme an unserm Schrifttum das Schaffen unserer Dichter zu fördern, damit ihre boden= ständige Eigenart in Sprache, Denken und Fühlen im eigenen Volke die Resonnang finde, deren sie bedarf, um bodenständig zu bleiben und nicht aus allzu großer Rücksicht auf einen ausländischen Leserkreis und ein ausländisches Verlagsgeschäft in ihrer Entwicklung gehindert zu werden. Wohl sind starke Naturen dieser Gefahr nicht ausgesett; aber bildeten sie nicht stets die Ausnahme? Und vergessen wir nicht,

¹⁾ Emil Ermatinger: Gottfried Keller. Leben Briefe und Tagebücher. Berlin und Stuttgart, Cottas Nachf., 1915/16. — 2) Abolf Freh: Conrad Ferdinand Mehers unbollendete Prosadichtungen, 2 Bbe. Leipzig, Haeselfels Berslag, 1916. — 3) Weiteres über biese Publikation finden unsfere Leser S. 713 ff.

^{4) &}quot;Lichter und Funken". Bürich, Art. Institut Orell Füßli, 1916. Weiteres barüber S. 716 f.

daß ihr Einfluß auf die Mehrzahl der Leser in der Regel geringer ist als dersenige der andern. Mögen auch die Joeen wohl aus dem Bolke selbst in die Literatur eindringen, so wirken diese doch in der Form des Kunstwerkes und in der Fassung und — Modisitation dessen, der sie im Symbol dieses Kunstwerkes plastisch zum Ausdruck bringt, machtvoller auf das Bolk zurück, und auch das Unschweizerische, das Fremde gewinnt auf dem Wege der Wechselwirkung zwischen Publikum und Dichter erhöhte Beseutung für die Gesamtheit wie für den einzelnen.

* *

Der literarische Büchermarkt dieses Jahres macht im allgemeinen einen recht erfreulichen Eindruck; es geht fast allenthalben in den erzählenden Werken, die uns vorliegen, gut schweiszerischseidgenössisch zu und her. Kräftige Gestaltung des Erlebten, scharfe Zeichnung der Charaktere und eine künstlerische Behandlung der aus dem uralten Gut der heimatlichen Mundart genährten Sprache geben den meisten Werken ihr literarisches Gepräge.

Diese Eigenart des Stils äußert sich in J. C. Heers neuem Geschichtenbuch "Was die Schwalbe fang"5) nicht besonders ftart, wie auch dieser Sammelband von verschieden= gearteten und verschiedenwertigen Stiggen aus Vergangenheit und Gegenwart gewiß nicht des beliebten Erzählers stärkstes Werk ist und auf besonders hohe literarische Einschätzung Anspruch erheben möchte. Allerlei Selbsterlebtes bietet er; hübsch erzählt er unter anderm das Schicksal eines geistig Armen, der ohne Ehre nicht leben fann, in "Lommo", sehr ansprechend ist das fröh= liche Jugenderlebnis "Wenn ich herr und Mei= ster wäre!" - zwischen dieser Erzählung sowie etwa noch der gesinnungstüchtigen Deserteur= geschichte "Zu Straßburg auf der Schanz" und der etwas gesuchten "Neutralen Rede" liegt ein weiter Abstand. Das Buch eignet sich besonders gut für die reifere Jugend, weil den Geschichten ein gesunder ethischer Kern innewohnt und weil sie, jede in ihrer Art, selbst erlebt sind und sich recht anschauliche Darstellungen darunter be= finden, wie etwa die lebendig und schön erzählte "Ballonfahrt".

Eine wesentlich rundere und vom literarischen Standpunkt aus erfreulichere Leistung ist
das kleine Bändchen von Ernst Jahn "Einmal muß wieder Friede werden" 6).
Jahn hat sich als Novellendichter eine technische
Gewandtheit angeeignet, versteht zu steigern,
abzurunden wie wenige. Ihm begegnet es
nicht, daß er den Faden verliert, und in
ihrem knappen, guten Bortrag ist die No-

velle "Rriegszeit" eine sehr wirkungsvolle Erzählung, die spannt und fesselt. Nach meinem Gefühl feiner, wenn auch nicht so effektvoll ist die Erzählung eines Herzenserlebnisses zweier junger Menschen, "Kameraden". Das junge Pärchen, das sich findet, um sich durch den Krieg zu verlieren, der erste und lette Spaziergang, den sie vor Frigens Abreise über die Albiskette unternehmen, die Szene zwischen seiner Mutter und Regula — nach des Rameraden Heldentod — das alles ist so packend und innerlich wahr gesehen und mit= erlebt, ohne äußere Geste, daß die kurze Er= zählung einen starken Eindruck hinterläßt, und daneben steht fast ebenbürtig die — wohl in einen elsässischen Ort verlegte — Novelle (unsere Leser kennen sie aus dem laufenden Jahrgang der "Schweiz"), die dem Buche den Titel gab, gewissermaßen als Symbol der Einsicht, daß wir alle, Freund und Feind, Menschen sind, die sich nicht hassen sollen. Diese alte Mutter Hoge, deren Mann und Sohn von Verrätern gleich zu Anfang des Krieges er= schossen wurden, die aber die Tochter ihrer Feinde, der französisch gesinnten Nachbarn, zu sich nimmt, nachdem diese als Franctireurs ums Leben gekommen sind - sie ist eine prächtige Gestalt. Sie handelt so, weil sie muß — und die Menschheit Europas wird später auch wieder muffen, von innen heraus: "Silft die Feind= schaft? Sind wir nicht alle, alle Menschen?" sagt die Alte zur jungen Olivie. Zahns Technik scheint mir in der kurzen Novelle, die er hier bietet, besonders geschickt. Dazu kommt die flare Sprache, die er schreibt, deren Ginfachheit und Wohlklang angenehm berührt und die auch in der ersten Erzählung sich dem düstern Stoff außerordentlich gut anpaßt. Außerdem finden sich in dem Bändchen noch eine Anzahl Zeitgedichte, in denen u.a. die Friedenssehn= sucht zum Ausdruck kommt; formschöne Lieder sind darunter, ergreifende Klänge, wie in "Wiegenlied", "Blätterfall", den zwei Weihnachtslie= dern u. a., wehen uns entgegen, und der warme Herzschlag der Vaterlandsliebe des Schweizers pulft in den Bersen, die sich auf die Grengbesetzung beziehen, wie etwa in "Ranonen= donner" und "Grenzwacht", um nur zwei zu nennen. Die Ausgabe ist vom Verlag hübsch ausgestattet worden; vielleicht aber wäre es bei einer Neuauflage möglich, in der Inhaltsangabe die Gedichte und die Erzählungen durch irgend ein typographisches Mittel kenntlich zu machen.

Bon Ernst Jahn ist nun auch der Roman "Die Liebe des Severin Imboden" als Buch herausgekommen?). Es handelt sich in diesem Werke um einen unbändigen Kraftmenschen, der sich mit eisernem Willen das äußere Glück und den Erfolg zu er-

⁵⁾ Geschichten für Jung und Alt. Stuttgart und Berlin, Cotta'sche Buchh., 1916. — 6) Erzählungen und Verse. Stuttgart und Berlin, Deutsche Berlagsanstalt, 1916.

⁷⁾ Stuttgart und Berlin, Deutsche Verlagsanstalt, 1916.

troken weiß, dessen Wille aber nicht ausreicht, die lodernde Leidenschaft in seinem Innern zu bezwingen und damit auch das seelische Glück zu erkämpfen. Dieser Sohn der wilden Alpen. dem deutsches und welsches Blut in den Adern rollt, erlebt früh die schwüle Sehnsucht des Ge= schlechts durch eine unselige Kinderliebschaft mit der Rosi Kamenzind, der frühreifen, sinnlichen Tochter eines Säufers, wird scheinbar geheilt durch ein bitteres Erlebnis mit ihr, findet an der Rlosterschule einen Freund, und aufs neue lodert, und diesmal in beiden, die Leidenschaft empor, da sie des welschen Schäfers uneheliche Enkelin Giovannina auf ihren Streifzügen kennen ler= nen. Ein feines Geschöpf aus edler Rasse, mit karger Bildung, aber von natürlichem Instinkt für das Gute, gehört dieses "Schwäneli", wie Severins Freund Lüönd den Namen ver= deutscht, zu Zahns besten weiblichen Gestalten, und mit ihr steht und fällt die Wirkung des Romans, der an gut geschauten Einzelheiten keineswegs arm ist. Wie sie vom Großvater vor dem unbändigen Liebhaber und herrn ins Welsche gerettet wird, sich dort in Sehnsucht nach Severin verzehrt, wie dieser, da sie ihm aus den Augen tam, die Tochter des Geschäfts= freundes und spätern Geschäftsteilhabers Ra= schein in jäher Aufwallung zum Weib begehrt und doch die Giovannina nicht vergessen hat, wie bei deren Rückehr und ihres Großvaters Tode Severins Leidenschaft zu ihr aufs neue jäh aufflacert und wie sie in tiefster Herzensnot instinktiv den rechten Weg findet, jest, da ihr Geliebter mit einer andern verlobt und ihr Leben für sie wertlos geworden ist — darin liegt meines Erachtens die weitaus beste und stärkste Partie dieses Werkes, ich möchte sagen: der Stoff zu einer tragischen Novelle mit dem Titel "Giovannina", die Zahn bei seiner starken no= vellistischen Begabung trefflich und wirkungs= voll hätte erzählen können. Die Mutter Seve= rins und die Schwester, mimosenhafte Naturen, die vor verliebter Zärtlichkeit scheu und erschreckt zurückweichen und für die Art Severins und Lüönds kein Verständnis haben, stehen dem Sohn und Bruder fast feindselig gegenüber und doch: überall bricht bei der spröden alten Frau die Liebe zu Severin wieder hervor; auch ihre Särte ift im Grunde von der angstvollen Mutterliebe diktiert. Mit dem Tode Giovan= ninas im brausenden Wildwasser beginnt der romanhaftere zweite Teil. Wohl weiß uns der Dichter das Zustandekommen der Ehe zwischen Severin und Dominika Raschein aus Imbodens Charakter, einem Gemisch von Leidenschaft und Brutalität einerseits und tiefer menschlicher Güte anderseits, glaubhaft zu machen; aber schon die wunderliche fremde Reiterin, die ihn auf die Zartheit seiner Frau aufmerksam macht - was soll dieses "Mädchen aus der Fremde"?

Und dann, nachdem auch die zarte Dominika an ihm zerbrach, diese der Reihe nach erzählten Liebschaften, die lediglich belegen, was wir von Severin bereits wissen! Um uns den Wegzug von Mutter und Schwester aus dem Hause des Unbands innerlich begreiflich zu machen, wäre weniger, zur Vorbereitung auf den Messerstich durch den polnischen Metger vielleicht etwas mehr nötig gewesen. Ich habe die Empfindung, daß ein rascheres Fortschreiten zur Katastro= phe dem Werke zum Vorteil gereicht hätte; denn diese selbst ist trefflich motiviert: die Rettung des Bildes, das den Liebsten eines armen Mädchens darstellt, aus einem brennenden Hause wird Severins Tod. Er weiß und fühlt, was das wertlose Bildchen für die durch den Rrieg vom Geliebten Getrennte bedeutet, und kann nicht anders als sein Leben für dessen Rettung opfern. Alles in allem also: der neue Roman Ernst Zahns enthält eine Fülle von padenden Momenten, gut gesehene Gestalten, und seine Sprache ist markig und von herbem Wohlklang; schon um des schönen Erlebnisses mit Giovannina willen verdient er unbedingt, gelesen zu werden, mag auch der Romans dichter den Novellisten Zahn nicht voll erreicht haben.

Rurz sei auf eine zweite Auflage hingewie= sen: Meinrads Lienerts ergökliche und hübsche Erzählungen "Die Immergrünen"8) haben, mit fünstlerischem Geschick überarbeitet und um die aus "Schweizererde" 9), dem ersten Sammelbuche, das der Schweizerische Schrift= stellerverein herausgegeben hat, bekannte Ge= schichte "Der Minneritter auf dem Lande" vermehrt, soeben den Verlag verlassen und dürften allen Freunden der sonnigen Runft des Ein= siedler Dichters herzlich willkommen sein. Und die drei famosen Geschichten von denen, die das Sprichwort "Alter schützt vor Torheit nicht" beweisen und gleich für ihre Torheit bestraft werden, seien — nicht nur alten Wittlingen und Junggesellen zur Belehrung! — herzlich em= pfohlen und zur zweiten Fahrt in die Deffent= lichfeit willkommen geheißen.

Ju Heinrich Federers fünfzigstem Geburtstag, der ja auch in der "Schweiz" würdig geseiert worden ist, hat Hermann Aellen ein ganz samoses Schriftchen¹⁰) herausgegeben. Es belegt und bestätigt, was die Kenner dieser phantasiestarken Poetennatur schon längst wuhsten, daß Federers Schaffen aus dem unerschöpflichen Quell seines eigenen inneren Erlebenssein Bestes schöpft; das Schwärmen und die Seelenkämpfe seiner Jugendzeit und seiner Amtsjahre im katholischen Pfarrhaus geben ihm

⁸⁾ Narau, H. K. Sauerländer, 1917 (1. Auft. 1904).
— 9) Frauenfeld, Huber & Co., 1915. — 10) Heinrich Fesberer. Zu seinem 50. Geburtstag. Mit Bilbnis des Dichsters. Heilbronn, Berlag Eugen Salzer, 1916.

den Anstoß zum dichterischen Gestalten. Wer dächte bei der Lekture des "Mätteliseppi"11) nicht sofort an die "Jungfer Therese", jenes "Gleichschwer" in Gestalt einer braven, gesetten Pfarrersköchin, wer fühlte nicht aus den Freuden und Leiden des Aloisli Spichtiger den Her3= schlag des Dichters heraus, dessen farbiges, fast überreiches Gemälde des Bergvölkleins im kleinen Landsgemeindekanton von dem innern Reichtum an Erlebnissen und Gesichten Federers beredtes Zeugnis ablegt! Da ist in Paul Spichtiger ein genialer Lump mit einer Lebens= echtheit vor uns hingestellt, daß wir bewundernd die Schöpfung anstaunen; da steht vor unsern Bliden seine Frau und Gattin, die zu jenen Ge= schöpfen gehört, wie sie Gottfried Keller in den edelsten Frauenbildern vor uns hinzuzaubern wußte; und dieses ungleiche Chepaar hat einen Jungen, den Alois, der zweifellos von des auf ein Nebengeleise geratenen, willensschwachen, aber phantasiegewaltigen Vaters Geist einen Sauch verspürt und schwärmt und träumt und sich nur schwer zurechtfindet in seinem jungen Leben und unter den Menschen seines Beimat= dörfleins Saldern. Und die Asketin und Ratechetin, die Weberin Mätteliseppi, dieses harte, bibelftarte alte Mädchen mit dem starten Glauben und heiligen Eifer, das etwa übers Ziel hinausschießt und einmal gegen Paul und Alois Spichtiger unrecht tut in seiner Selbst= gerechtigkeit, was für eine merkwürdige und doch lebendig gesehene Gestalt ist sie! In all ihrer Härte und Nüchternheit weiß sie nicht nur Buße zu tun dafür, daß sie Steine warf, son= dern sie weiß das Unrecht gut zu machen, das sie beging. Dann der junge Herri mit dem Dämon der Herrschsucht und der todbringenden Rrankheit im Leibe, ferner der prachtvolle Eid= genoß Horat, der seine Stellung als Land= ammann und als Vertreter des Kantons in Bern dem gemeinsamen Vaterland und dem, was er für dieses als richtig erachtet, hintanset und selbst um seiner Weltanschauung als guter Ratholik willen nicht anders als eidgenössisch fühlen und handeln kann — und die vielen an= dern, ein jeder, genau wie im Leben, mit eigener Physiognomie, mit Tugenden und Feh-Iern, sie alle zeugen von einer Reife und einem Reichtum dieses Dichters, daß wir fast nicht fühlen, daß die Fülle der Einzelbilder da und dort den Rahmen des Werkes zu sprengen droht und so zur Ueberfülle wird. Federers Dorf= bild aber wird uns zum Weltbild; was wir hier im engen Bergtal, bei einfachen Dörflern er= leben, ist innerlich nicht etwas örtlich Bedingtes, das nicht Allgemeingültigkeit besäße, weil Fe= derer das Ewigmenschliche in allem erfaßt und Herausarbeitet; es ist, als spräche aus seinem

Werke die Volksseele, deren Repräsentant Federer ist, selbst zu uns, nur sonntäglich-feierlich im Wohlklang und Rhnthmus seiner dichterischen Sprache, die soviel Eigenart und Bodenständig= feit besitt, besonders da, wo von den Bergen die Rede ist oder die Freuden und Rümmernisse, die Liebe und der Haß der Kinder zum Ausdruck kommen. Wir können zu seiner Weltanschauung stehen, wie wir wollen: hier, seinem Werke ge= genüber, schweigt jede Polemik, fast noch mehr als bei der "Jungfer Therese", wo wir dasselbe festgestellt hatten; benn auch da, wo er etwa didattisch wirkt, bleibt er ein Dichter und schöpft aus dem Vollen, und nirgends wird er zum Tendenzschriftsteller, und — das sei hier noch besonders bemerkt, wenn es auch die ästhetische Seite nicht betrifft — ein guter, aufrechter Schweizer hat dieses Buch geschrieben, das an feiner fünstlerischer Vollendung zwar die Meisternovelle "Sisto e Sesto" nicht ganz er= reicht, dessen Reichtum und Bedeutsamkeit aber von Federers starker Begabung einen neuen vollgültigen Beweis ablegen.

Gleicht diese Erzählung oft einem sich über= stürzenden Berastrom, der sich nicht in sein Bett zwingen läßt, so könnten wir Alfred Suggenbergers schöne "Geschichte des Seinrich Leng" 12) dem ruhig dahinrauschenden breiten Fluß in einem ländlichen, sonnigen Gebiete der Ostschweiz vergleichen. Darin spiegelt sich das Wesen des Volkes, dessen Dichter Huggenberger ist, klar und deutlich, in seinem Tun und Lassen, in Rede und Gegenrede, genau so, wie es leibt und lebt. Wir fühlen, wie sehr dieser Erzähler mit dem Bauerntum verwachsen ist, wie er es in= und auswendig kennt, seine Tugenden und seine Fehler, sein Denken und Fühlen, und das gibt auch dieser neuen Erzählung die unnach= ahmliche Natürlichkeit und Lebenswahrheit, die dem Dichter in Gerlikon unter den Erzählern von Bauerngeschichten einen besondern Plat in der deutschen Literatur zuweist. Aeußerlich einfach, wie die Menschen, die er darstellt, ver= rät die Sprache doch eine hohe fünstlerische Rultur und Reife, und so natürlich alles erzählt wird, soviel kluge Ueberlegung erkennt der ge= übte Leser in der Art, wie Suggenberger sein Runstmittel behandelt. Die Geschichte einer Liebe ist's - weiter nichts. Zwei Menschen, der Sohn des Straßenwärters Lentz und seine Jugendfreundin Sabine, die als Kinder einmal beschlossen haben, einander zu heiraten, kommen nicht zusammen, weil er einen "Karakter" hat und sie im rechten Augenblick stets das rechte Wort nicht findet. Ja, dieser "Rarakter" dieser bäuerliche Eigensinn, dieses sich Berbohren in gewisse Vorurteile, dieses Nichttunwollen als ob — das zwingt den jungen Heinrich jedes= mal, die Arme hangen zu lassen, wenn er sie

¹¹⁾ Das Mätteliseppi. Eine Erzählung. Berlin, G. Grotesche Berlagsbuchhandlung, 1916.

^{· 12)} Leipzig, Berlag L. Staackmann, 1916.

um die Schultern seines Schakes legen möchte. Und sie, die Spröde, Aufrichtige, Kluge, auch in der Liebe Vorsichtige, die einen Triumph der Suggenbergerschen Runft in der Charafterzeich= nung edler Frauengestalten bildet, sie fann ein= fach das Wort nicht finden, das ihn und sie glüdlich machte. So wird das Leben für beide zur harten Schule der Enttäuschung; er geht an seiner hoffnungslosen Liebe fast zugrunde, und da sieht Sabine, durch schwere Erfahrungen selber geläutert, daß sie einen Teil der Schuld an seinem Elend trägt, und macht es gut. Ohne viel Worte tut sie das und mit dem feinen Herzenstakt einer vornehmen Natur, als die sie Huggenberger mit aller liebevollen Sorgfalt seiner umsichtig-klugen Sprache von Anfang an zu zeichnen wußte. Bielleicht könnte, wenn man nörgeln wollte, behauptet werden, daß die Taten des Hasses und die Anekdoten und Nedereien, die zwischen den zwei an der thurgauisch=zürcherischen Grenze liegenden Orts= gemeinden vorkommen, im Sinblid auf die Architektur des Ganzen etwas zuviel Raum be= anspruchen: aber auch das ist erlebt, auch da hat der Dichter, seit Gotthelf wohl einer der besten Renner des Bauernstandes, sicher nicht allzu= viel dazu oder davon getan - und das Ganze ist eine Bauerngeschichte, nicht wie sie im Buche, sondern wie sie im Leben steht, und sagt: "Seht, so sind wir im Guten und im andern"; aber der optimistische Dichter fügt lächelnd hin= zu: "Das Gute wird halt schließlich doch Herr, und der Spätsommer des Glücks hat für ge= läuterte Menschen seinen besondern Wert". "Wir bringen es jett weiter in der Einigkeit und im Rechtsein zueinander, als wenn wir jung und ungeschult zusammengekommen wären, sagt Sabine zusett mit Tränen in den Augen zu Heinrich.

Hier ist etwa der Ort, auf das neueste Werk Paul Ilgs einzugehen, das dank der Persönlichkeit des Dichters und dem Problem, das darin zum fünstlerischen Austrag kommt, einen besondern Plat in der Literatur unseres Landes beanspruchen darf. Es ist ein Markstein in der Entwicklung dieses scharfsichtigen Ent= deders von Neuland, der als erster das Speku= Iantentum, das Leben in den Industriezentren unseres Landes gestaltungskräftig darstellte, dessen "Menschlein Matthias" die Leiden des vaterlosen Kindes und seiner Mutter dichterisch verkörperte und der uns hier den ersten schwei= zerischen Offiziersroman unter dem Titel "Der starte Mann"13) schentt, indem er gu= gleich den Kreis der autobiographischen Erzäh= lung verläßt, auf den sich sein bisheriges - trok= dem so vielgestaltiges - Schaffen beschränkt hatte. Bei aller Verschiedenheit des Stoffes und der Form tommt uns bei der Letture dieser

Erzählung Rellers "Martin Salander" in den Sinn, nur daß es sich hier nicht um einen Ab= schluß, um ein Alterswerk, sondern um ein Ent= widlungsstadium handelt. In beiden Fällen aber hat sich ein starker Dichter eines schweize= rischen Stoffes bemächtigt, und ernste Sorge um das Geschid des Landes, dessen Sohn er ift, die Feder geführt, und in feinem von beiden Fällen ist ein Leitartikel in Erzählungsform, ein Tendenzwerk, sondern ein wirkliches Runstwerk das Ergebnis gewesen. Aus dem Bauerntum seiner unverdorbenen Seimat hat Adolf Leng= genhager, der schneidige Guide und Oberleut= nant, sein Bestes, die traftstrogende Gesund= heit, die Tüchtigkeit, überkommen; aber der junge Korpsstudent hat zugleich jenen ver= hängnisvollen Geist in sich aufgenommen, der für gewisse Rangstufen einen speziellen Ehren= todex fordert, und daher ist er auch Berufs= offizier geworden. Er hat in Deutschland den Rastengeist im Offizierskorps kennen gelernt, dem er seine ganze Bewunderung zollt, ist der Sportsfreund eines deutschen Pringen, und jett als Oberleutnant, flotter Reiter und schneidiger Instruktor hofft er durch die Verlobung mit der verwöhnten Tochter eines aristokratischen Dberften, mit Renée Steiger, sein Glud gu frönen und in einer höhern Gesellschaftsschicht das Heimatrecht zu bekommen. Scharf ist der Gegensatzu seinen Leuten herausgearbeitet, zu dem alternden Biehhändler Lenggenhager, dem pfarrherrlichen Bruder, der Schwester, die einen Bratwurster zum Manne hat, und selbst zur Mutter, die ihren Jüngsten zu verstehen sucht und ihm das höchste Glück wünscht, aber doch nicht begreift, daß er seinem Seim fremder und fremder wird und sich seiner Herkunft schämt. Das macht: Adolf ist seinem Volke fremd geworden; er ver= achtet mit dem Sause "Zum Frohsinn" dieses Volk selber. Wie er am Anfang die Bahn= barriere zu überspringen droht, reitet er hoch= fahrend über alle Schranken des alten Schwei= zertums, das gesund und echt, vielleicht etwas tonservativ empfindet, hinweg, rucksichtslos Vor= rechte des Standes sich anmaßend, die sich mit dem bürgerlichen Empfinden in der Seimat nicht vereinbaren lassen, und das führt bei dem meisterhaft erzählten Offiziersfest, an dem eine deutsche Regimentsmusik mitwirken soll, weil er, Lenggenhager, es so haben will, zur Straßen= revolte, die für den Oberleutnant verhängnis= voll wird. Umsonst warnten ihn seine Rame= raden, lehnte der Plakkommandant die Ber= antwortung für das, was bevorsteht, ab, sprach der sozialdemokratische Sekundarlehrer und Of= fizier Hösli — das andere Extrem im Offiziers= forps — seine Ansicht offen aus, und auch die Rede des echt demokratisch empfindenden Ober= sten Erismann, der soldatischen Idealgestalt des

¹³⁾ Frauenfeld, Suber & Co., 1916.

Dichters, am Feste selbst vermag des die preu-Bischen Berufsoffiziere in ihren Alluren topie= renden Instruktors Sinnesart nicht zu beeinflussen. Er hat nur ein mitleidiges Achsel= zuden übrig für Grundsätze, wie: "Eine bes sondere Offiziersehre wird keiner beansprus chen, der auch im bürgerlichen Leben seinen Mann stellt," oder: "Der berüchtigte Rastengeist ist meistens ein Produkt der sozialen Minder= wertigkeit". Wo es für Adolf am gefährlichsten steht, ist er dem Gipfel seines Glücks, der Er= ringung Renées, am nächsten. Da schießt er auf dem Heimweg von der Villa Steiger einen der heimkehrenden Revoluzzer und Antimilitaristen, der ihn anrempelt, über den Haufen — und wenn er auch nicht einer harten Strafe verfällt: als Instruktionsoffizier wird er abgesägt. Seine Mutter stirbt ... Vier Wochen nach ihrem Tode, den der Gram um ihn beschleunigte, besucht er ein Pferderennen, und hier besiegelt sich sein Schicksal. Rendes Benehmen gegen ihn, das der Dichter in ihrer Wesensart trefflich vorbereitet hat, wirkt kata= strophal auf den Gedemütigten, und statt auf sein gestürztes Pferd richtet er die Pistole auf sich selbst. Er, der zum Dank für alles Gute, was ihm das Vaterhaus "Zum Frohsinn" ge= geben, dieses unglücklich gemacht, auch seine Jugendgeliebte, vollzieht jett an sich selber das Urteil. In prachtvoll persönlichem Stil und guter deutscher Sprache erzählt der Dichter diese Offiziersgeschichte; mit erstaunlichem Geschick weiß er im Dialog die schweizerische Aus= drucksweise zu charakterisieren. Technisch ist alles

trefflich angelegt; hinter der scheinbar sorglos da= herschreitenden Erzählung steht ein Meister der Romposition, und weil dieses Werk tein Tendenzwerk wurde, teine Parteirede gegen den ungesunden Militarismus in der Form eines Romans, sondern ein wirkliches Kunstwerk, ist es dem Rampfe der Parteien entrudt. Nicht ein "schwarzer Mann", wie ihn die famose Zeich= nung Otto Baumbergers auf dem Umschlag darstellt, ist dieser Lenggenhager, sondern ein Mensch, in dem sich das Gute und das Schlimme einen ungleichen Kampf liefern; er erscheint nicht als der Inpus des schweizerischen Be= rufsoffiziers, sondern als ein einzelner, dessen Verhalten in seinem persönlichen Wesen be= gründet ist, und deshalb nehmen wir Anteil an seinem Schicksal bis zulegt. Und wenn auch ein Problem darin verkörpert ist, das heute manchen innerlich beschäftigt, so sind die Borgange in Treustadt, das st. gallische und zürcherische Züge aufweisen dürfte, doch stets ein innerlich notwendiges Geschehen von all= gemein menschlicher Bedeutung. Es ist das Buch eines Schweizers; für Schweizer ist es vor allem geschrieben. Wir fühlen auch, daß es innerlich erlebt ist, wie alles, was Ilg bis heute schuf — und das Meiste hinterläßt außerdem den Eindruck des äußern Erlebnisses; denn alles ift scharf und lebendig gesehen und gestaltet, keine einzige, auch noch so flüchtig auftretende Persönlichkeit ist eine verschwommene Skizze ge= blieben, und warm pulsiert das Blut in den Adern der Menschen, die Ilg vor uns hinstellt. Sans Müller=Bertelmann.

Trüebsal

Drei Hüener sitzed uf der Stange, Lönd ihri Chöpf und Flügel hange. Es rägnet, rägnet Tag für Tag — Wer da nüd Trüebsal blase mag! 's eint süfzet: "Lueg min Chambe=n=a, 's hät bald kei roti Farb meh dra, Und mini weiche wiße Fäcke Ssehnd us wie dürri Bohnestäcke!" 's zweit gaggeret: "Au ich wär froh, Wett's bald emal chli besser cho; Sowit i gsehn, kein trochne=n=Egge — And da söll me na Sier legge!"
's dritt schüttlet si und streckt de Chopf Tüf i sin brune Fädereschopf,
And trot der Nessi und dem Sturm Traumts vo me seise Rägewurm.

Clara Forrer, Zürich.

Gerechtigkeit im Tod

Geringe und Mächtige Sind, wo wir sind. Sie baun das ererbte Erdreich — Doch der Geringe seufzet Tag um Tag und harret Auf den Abend. Und der Herr rüstet den Abend. Geringe und Mächtige Sind, wo wir sind. Der Mächtige teilet das Erdreich, Und es fallen auf seinen Heckern hundert Geringe; Aber der Herr leget den Mächtigen zu den Geringen.

Paul Gaffert, Zürich.